

im April 1945 Grund genug, „innerlich zerrissen und mit bangen Blicken“ (S. 426) den Einmarsch der Franzosen zu erwarten.

Die chaotischen Wochen zwischen der Besetzung am 20. April und der Kapitulation am 8. Mai gehören zum nächsten Kapitel, bearbeitet von Anja Rudolf (S. 428–537). Es trägt den etwas überholten Begriff von der „Stunde Null“ im Titel und beschreibt die Entwicklung der beiden Städte bis zu ihrem Zusammenschluss. Bis 1952 gehörte Villingen zu Baden, Schwenningen zu Württemberg-Hohenzollern. Allerdings ist die folgende Darstellung so verzahnt, dass nicht immer klar ist, von welcher Stadt gerade die Rede ist. Doch die Probleme und Entwicklungen waren dieselben: die scheiternde Entnazifizierung ebenso wie die drohende Demontage wichtiger Fabriken. Letztere konnte in den meisten Fällen abgewendet werden, und die Wirtschaft erholte sich nach der Währungsreform außerordentlich schnell. Schon lange vor dem Zusammenschluss 1972 ähnelten sich beide Städte stark in ihrer Struktur und arbeiteten auf vielen Gebieten zusammen. Ab 1963 wurden Filbingers Gebietsreformpläne diskutiert – die endgültige Entscheidung zum Zusammenschluss scheint jedoch beide Stadtoberhäupter überrascht zu haben und erscheint mehr denn je als verordneter Verwaltungsakt.

Spannende Wirtschaftskrimis bietet Annemarie Conradt-Mach (S. 582–603), die den Strukturwandel der Wirtschaft in Villingen-Schwenningen beschreibt. Denn mit der Wirtschaftskrise 1974/75 begann für die neue Doppelstadt eine schwierige Epoche: Wohl und Wehe hingen schon lange von der Uhrenindustrie ab, die in Deutschland bereits zwischen 1970 und 1974/75 die Zahl der Beschäftigten um 25 % reduziert hatte. Dramatische Niedergangs- und Verkaufsgeschichten von Großunternehmen wie Kienzle und SABA schlossen sich an und machten Villingen-Schwenningen Anfang der 1980er-Jahre zu einer strukturschwachen Region. Erst jüngst scheint die Stadt mit sich ihren Frieden gefunden zu haben, kamen doch viele Impulse zur wirtschaftlichen Erholung nach 2000 „aus Ansprüchen, die sich von der Funktion eines Oberzentrums ableiten ließen“ (S. 602).

Heinrich Maulhardt schreibt unmittelbare Zeitgeschichte (S. 604–669). Zunächst musste 1972 der Zusammenschluss verwaltungstechnisch bewältigt werden. Villingen-Schwenningen wird anschließend als eine Stadt greifbar, deren Entwicklung in den vergangenen fast 50 Jahren sich einheitlich beschreiben lässt und doch immer wieder Besonderheiten zu bieten hat. Ein gemeinsames Krankenhaus wünschte man sich seit 1971, eingeweiht wurde das Schwarzwald-Baar-Klinikum 2013. Die Identität der alten Stadtbezirke blieb lange eine Herausforderung. Noch 1996 musste im Franziskanermuseum der Schwenninger Hansel einen Sicherheitsabstand zum Villingener Narro einhalten. Die jüngsten Jubiläen – vielleicht auch das bevorstehende – sowie Projekte wie die gemeinsame Stadtgeschichte zeigen jedoch, dass die Fixierung auf den eigenen Stadtteil überwunden werden kann.

Meike Habicht

Ingo BERGMANN, 1938. Das Novemberpogrom in Ulm – seine Vorgeschichte und Folgen, hg. vom Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg e.V. (DZOK) und Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm, Ulm: Klemm + Oelschläger 2018. 80 S., 87 Abb. ISBN 978-3-86281-134-2. € 16,80

Zum 80. Jahrestag des Ulmer Novemberpogroms legt der Ulmer Historiker Ingo Bergmann eine Darstellung der Geschehnisse in der schwäbischen Donaustadt vor. Die komprimierte Studie beginnt mit einem kurzen Rückblick auf die Wiedererstehung der Ulmer

jüdischen Gemeinde im 19. Jahrhundert und den Bau der Synagoge auf dem zentral gelegenen Weinhof. Diese wurde am 12. September 1873 „unter reger Anteilnahme der Stadtgesellschaft, der christlichen Konfessionen und des Militärs“ (S. 9) feierlich eröffnet. Für die kommenden Jahrzehnte schien es mit der Integration der Ulmer Juden, in ihrer Mehrheit liberal und patriotisch gestimmt, zunächst gut zu klappen. Das änderte sich seit den 1890er Jahren schrittweise. Der Antisemitismus gewann schleichend an Terrain. Nach 1918 setzte auch in Ulm eine immer massiver werdende antisemitische Hetzkampagne der äußersten Rechten ein. „Die Agitation fand auch in Ulm beträchtliche Resonanz“ (S. 13).

Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus wurde auch in Ulm die Situation für die Juden zunehmend schwierig, nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten „setzte schlagartig die systematische Diskriminierung und Entrechtung der jüdischen Bürger ein“ (ebd.). In Ulm fand z. B. schon am 11. März eine große Boykottaktion gegen jüdische Gewerbetreibende und Freiberufler statt. Etwa ein Viertel der Ulmer Juden entschloss sich von 1933 bis 1937 zur Flucht. Nach dem Novemberpogrom – auch in Ulm wurde die Synagoge angezündet und zwischen Ende November 1938 und Mitte Januar 1939 komplett abgerissen – wurden 33 Ulmer und Neu-Ulmer Juden in das KZ Dachau verschleppt. Zwei der Drangsalieren sollten die Haft bzw. deren unmittelbaren Folgen nicht überleben. Das Novemberpogrom und die nachfolgende Repressionswelle führte auch in Ulm zur „Massenflucht ins Ausland“ (S. 39).

Die Zurückgebliebenen waren den weiteren Maßnahmen der Ausgrenzung und Ghettoisierung und schließlich der Deportation und Ermordung ausgesetzt. Von den überlebenden Deportierten kehrte „nur eine Handvoll Menschen nach Ulm zurück“, an einen Neubeginn des jüdischen Gemeindelebens war nicht zu denken. Gleichwohl lebten von 1946 bis 1949 tausende jüdische DPs in der Stadt, die von den Alliierten zu einer „Drehscheibe für viele tausend heimatlose Juden aus ganz Europa gemacht worden“ war (S. 59).

Früh (1946) erfolgte in zwei Prozessen in Ulm und in Ravensburg die juristische Ahndung des Ulmer Novemberpogroms. Die verurteilten Haupttäter kamen freilich mit milden Strafen davon. Nur ein Täter zeigte vor Gericht Reue.

Die Bemühungen der Stadt Ulm, sich zu den antisemitischen Verbrechen zu verhalten, setzen vergleichsweise früh ein: 1958 installierte die Stadt eine Gedenktafel auf dem Weinhof. Mit der von Heinz Keil, Abteilungsleiter im städtischen Ordnungsamt, im Auftrag der Stadt erarbeiteten Dokumentation der Schicksale der Ulmer Juden legte die Stadt Ulm 1961 „als erste Stadt in Baden-Württemberg eine solche wissenschaftliche Dokumentation vor“ (S. 64). Eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte setzte allerdings auch in Ulm erst in späteren Jahrzehnten ein.

Am Ende der Darstellung kommen stellvertretend für die Familien der vertriebenen Ulmer Juden Angehörige der dritten Generation der Überlebenden zu Wort. Die Äußerungen zeigen nicht nur das Interesse an und eine gewisse Verbundenheit zu Ulm, sondern vermitteln, wie präsent die Erinnerung an die Reichspogromnacht in Ulm in manchen Familien, verstreut über den Globus, auch nach 80 Jahren noch ist. Das durch zahlreiche Faksimile und Fotografien vorzüglich und sinnvoll bebilderte Bändchen ist somit mehr als nur eine Darstellung des historischen Ereignisses und seiner Vor- und Nachgeschichte.

Christoph Kopke